

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 117 (1991)
Heft: 26

Artikel: "Schade, dass mir Sachsen gein' Dialegg ham..."
Autor: Herdi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-614481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Schade, dass mir Sachsen gein' Dialeggt ham...»

VON FRITZ HERDI

In München, wo es seit Jahrzehnten einen Esperantoplatz gibt, trafen sich heuer zu Pfingsten Esperantisten aus zehn Ländern. Bei dieser Gelegenheit schlossen sich die Landesverbände Deutschland-Ost und Deutschland-West zu einem gesamtdeutschen zusammen. Wozu ein Blatt vermerkte, dank Esperanto sei es für den «Dälagierdn aus Drädn geen Brobliäm», sich mit den Bayern zu verständigen.

Tja, der Dialekt der Sachsen! Zwar sprachen Richard Wagner (er lebte jahrelang in Zürich), Karl May (Old Shatterhand, Winnetou, Kara Ben Nems Effendi), Carl Maria von Weber, Erich Kästner, Spitzbar Ulbricht und vor langer Zeit auch August der Starke (mit angeblich 300 eigenen Kindern) Sächsisch – und Kurt Biedenkopf, Ministerpräsident des grössten der neuen Bundesländer, tut's auch heute ungeniert, aber in der Ostschweiz ist mir meiner Lebtag nur ein einziger sächsischer Spruch zu Ohren gekommen. Er tut's noch heute beim Jassen.

Der Satz geht zurück auf Friedrich August von Sachsen (1865 – 1932). Als Kronprinz heiratete er 1891. Seine Gattin brannte dann mit dem Sprachlehrer Giron durch. Später heiratete sie Enrico Toselli, der die weltbekannte «Serenade von Toselli» komponiert hat.

Noch als Kronprinz besuchte August Kaiser Wilhelm II. in Berlin und wehrte, als dieser sich für die Visite bedankte, hoch-

«s' glappte so scheen»

ehrlich ab: «s' glappte gerade so scheen mit Eerer Hunde-Ausstellung.» Und vor einem wuchtigen Dolomitengemälde Professor Schirmers sagte er zu diesem: «Hoffentlich kommt ahm's geene Lawine rünnd.»

1904 wurde er Sachsenkönig; Friedrich August III. Hans Reimann hat ihn literarisch verewigt. Bei einem Manöverbesuch erlidigte der König in der Kälte ungeniert vor sämtlicher Prominenz ein dringendes Geschäftchen und erklärte: «Auch der greessde Feldherr muss im Krieche manchmal bingkl'n.»

Während eines Aufenthalts in Kairo war sein Hauptproblem: Wo gib't ein Pilsner? Ein Hotelportier verriet ihm eine Adresse.

Der König begab sich in die «Gneipe», liess nach tüchtigen Schlucken den Wirt, einen ehemaligen Ringkämpfer aus Berlin, kommen, fingerte etwas aus der Hosentasche und fragte: «Wolln Se dähn? 's iss mei' scheends!» So kam ein Kneipier in Ägypten zu einem seltenen sächsischen Orden.

Während der Mobilmachung im Ersten Weltkrieg nahm der «Geenich» den Vorbeimarsch ausrückender Regimenter ab und klagte feuchten Auges: «Meine scheen' Soldaten! Nuh schiessen se se doods! 1918 wurde die Republik ausgerufen, wozu der König fragte: «Derfen die dnn das? Und als ihm klargemacht wurde, dass er abdanken musste, sprach er die historischen Worte, mit denen einer unserer Jasspartner noch heute gelegentlich die Karten hinzuschmeissen pflegt: «Na, nu macht Eiren

Dregg alleene!» 1990 erschien ein Inserat: «Sächsischer Dialekt in der freien Marktwirtschaft? Undenkbar! Nehmen Sie Sprechunterricht!» Es folgte eine Chiffre-Nummer.

Nun, so undenkbar ist die Sache durchaus nicht. Als Bundeskanzler Helmut Kohl in Halle mit Eiern und Tomaten beworfen wurde, brachte ein Blatt kurz danach einen alten sächsischen Scherz: Ein Zuschauer beschmeisst im Theater den Hauptdarsteller mit Tomaten, bis dieser hinter die Kulissen flüchtet. Da klatst der Tomatenschmeisser begeistert, und sein Sitznachbar fragt: «Des verschteh'eh nich: erschd schmeissn Sie mid Domadn, und nu gladsch Se wieder?» Darauf der andere: «Der soll noch e ma rausgomm, ich hawwe noch zwei Domadn.»

Auch Tucholsky tippte daneben, als er einst schrieb: «Man kann sich einen Franzosen vorstellen, der englisch spricht. Man kann sich auch einen Amerikaner vorstellen, der englisch spricht. Man kann sich zur

«Farbche Neecher»

Not auch einen Eskimo vorstellen, der italienische Arten singt. Aber einen Neger, der sächsel, das kann man sich nicht vorstellen.»

Indessen: Seit Jahrzehnten studieren in Leipzig (wie einst der «weisse» Goethe) auch «farbche Neecher». Und ein Korrespondent berichtet, dass es zwischen Busch und Beach in Kenia oder Tansania dem Touristen durchaus passieren kann, dass er von einem

sächselnden Fremdenführer begrüsst wird: «Meine Guudsden, nu machen wir mal zu den grossmüchtchen (grossmächtigen) Gätzen, den Leewen.» Der Leewe alias Löwe ist übrigens Leipzigs Wappentier und gehört zu den Ausführlagerern des dortigen Zoos.

Ein Sachse hat sich sogar unseres Nationalhelden Wilhelm Tell mit einer Parodie angenommen. Die muntere Sache hebt also an:

*Dr Dell, das wär a mutcher Mann,
Da gem so bald gee andrer dran.
Schon eiserlich gonn wir das schau:
Sei Völlhart war dr Schwarm dr Frau.
Un von sein Muskeln, von sein Gnochen
Ward weit un breit in Land geschrochen.*

Rütlischwur? Nein, da war Tell nicht auszumachen. Sächsisch wird es so erklärt:

*Dr Dell war nich mit ruffgestichen
Zum Riddi, weil'gee Vergnichen
Gonn findn an 'ner Ratsversammlung,
«Doch, meent', «wenn 'z zur Berammung
Mich gonn gebrauchn, zähl uff mich.
Vor Daden drickt sich Wilhelm nicht...»*

Bevor es später zum Hohlweg bei Küsnacht ging, holte Tell dabei Pfeil und Bogen, beruhigte Gattin Hedwig: «Un bis nich bange, mei Addenda: währ ja nich lange.» Danach passierte, was jeder weiss. Und, fast grotesk zum Schluss:

*Zum Häzzen zwulte Gäselersch Fode
Druff rutschtr hin, gebacht vom Dode.
Sei letzte Wort war: «Dell, du Schwein!»
Dann fiel dr Leiche nicht mehr ein.*

Sachsen, auch Heimat des Trabi, wo übrigens das Hochdeutsch (Luther weiss mehr darüber) «erfunden» wurde, ist heute wieder im Gespräch. Und redet ebenfalls im Reich der Anekdoten und Witze ein gewichtiges (sächsisches) Wort mit.

Während der napoleonischen Besetzung wurden in Sachsen das Politisieren in den Schenken verboten. Bürger fragten den Polizeipräsidenten verärgert, was sie denn in der Kneipe noch machen sollten. Er reagierte: «Nu, ässn un dringn.» Darauf die Bürger: «Und wodurch unterscheiden mer uns da noch vom Vieh?» Der Präfekt: «Durchs Bezahln.» Oder: Bürgerwehr 1870. Der Haupt-

mann beim Appell: «Also, Leide, wie sähd r denn nu wider aus – geene Schuhe budzd, geene Biechelfälde (Bügelfälte) in de Fosen, geene Haare gegämml. Was wäre denn, wenn man uns jedz bledzlichen Griech erglän däde?»

Und aus dem grossen Witzbereich: Erzu ihr in Sachsen für Italien schwärmen: «Ach, ich weiss nich, du mit dein' Idalhen. Ewich die Bünchen (Pintien) und Babbeln. Die een sähn aus wie n uffgeglabdr Schern und die andren wie n zugeglabdr.»

Appros Witz: Der Sachse mag, wie eine illustrierte kürzlich mitteilte, Sachsenwitze nicht. Zum Beispiel den vom Sachsen, darin

«Attention please!»

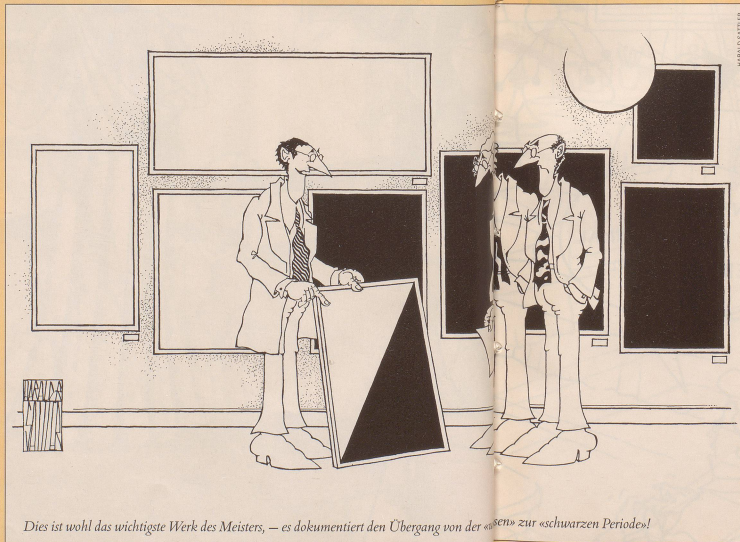
London für Weihnachten ein Tännchen kaufen will. Er sagt zum Verkäufer: «Attention please!» Von wegen «Dännschen».

Und in Sachen Sächsendialekten: Nur hier gib't Autos mit «Geilriemen», Strassen mit «Leidplanken» oder zum «Bliemchengaffe» statt Dresdner Christollen auch «Quarkgelehen», nämlich Quarkkugeln.

Dennoch realisieren im Lande, wo bis vor kurzem, so ein Text, «jede Hintschjadive im Geim erstickt» worden ist, manche Leute angeblich gar nicht, dass sie Dialekt reden. Hierzu die Geschichte vom sächsischen Ehepaar, das beim Bezahlen in einem italienischen Café registrierte: Der Kellner spricht deutsch. Tja, wo er's denn gelernt habe? Der Ober: «Nu, hier im Gaffee. Hier vergähm so viel Leide aus Leibsch, Drädn und andren Schrädn, dass mir des leicht länd.» Drauf der Sachse zur Gattin: «Hibsch schbriech er des, niwahr, Emma? Und ganz ohne Dialeggt!»

Ganz abgesehen von den zwei Sächsinen im Zug, die Berlinerisch und Bayrisch hübsch finden. Und von denen die eine schliesslich bedauernd sagt: «Eijndlich schade, dass mir Sachsen gein' Dialeggt ham.»

Übrigens...
Wer nicht genießt,
wird ungeniessbar.



Dies ist wohl das wichtigste Werk des Meisters, — es dokumentiert den Übergang von der «Weissen» zur «schwarzen Periode!»

Sächseln Nr. 28, 1991

Sächseln Nr. 28, 1991